

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 80.

Dienstag, 21. März

1933.



5. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Aber im gleichen Augenblick saust eine geballte Faust in das Bild und zerreiht es. Er hört einen gellenden Schrei, dem ein schwaches Köcheln folgt; dann herrscht wieder Stille.

Der Mann fällt, versinkt durch Schnee und Erde und Leben . . . tief hinab in den Tod . . .

Guy Ashow! Guy Ashow! . . .

Er erwachte durch einen wilden Schrei. Elena stand vor ihm mit weitaufergerissenen Augen, als ob sie das verkörperte Entsetzen vor sich erblicke. Und er war es, den sie so anstarrte! Er!!!

Einen Augenblick sah er wie gelähmt:

Was war mit ihr geschehen? Dann fragte er, und seine Stimme klang heiser vor innerer Erregung:

„Warum starrst du mich so an, Elena?“

„Erst dann wich allmählich das Entsetzen aus ihrem Gesicht.“

„Und warum hast du geschrien?“

„Geschrien?“ Sie überlegte einen Augenblick. Schüttelte dann den Kopf: „Das mußt du geträumt haben.“

„Aber du bist doch über etwas erschrocken“, beharrte er und wurde das unangenehme Gefühl nicht los, daß sie seiner Frage auszuweichen versuchte.

Ein bleiches Lächeln huschte über ihr Gesicht:

„Ich ahnte nicht, daß du hier seilst.“

„Und deswegen schriest du so laut auf?“ Er sah sie fragend an; sie wagte nicht zu widersprechen. „Aber warum sagtest du dann soeben, daß du nicht geschrien habest?“

Sie lächelte hilflos und gezwungen:

„Frage mich nicht, denn ich kann dir keine Antwort geben. Ich war so überrascht, dich hier zu finden, und im selben Augenblick hast du irgend etwas gerufen.“

„Habe ich etwas gesagt?“

„Ja, aber du hast scheinbar im Schlafe gesprochen. Ich glaube, es war ein Name. Ein ganz eigentümlicher!“

Bill atmete erleichtert auf:

„Ach so! Das kommt wohl von dem dummen Artikel hier in der „Times“. Es war der Name eines Impresarios: Guy Ashow! Aber du hast recht — es ist ein ungewöhnlicher Name . . . Abgesehen mühtest du ihn eigentlich kennen, denn er befahte sich seinerzeit auch mit Engagements für das kleine Kabarett, in dem du früher gesungen hast.“

„Guy Ashow?“ Sie besann sich, schüttelte dann aber den Kopf:

„Ich habe nie von ihm sprechen hören!!!! . . .“

Aber sie blieb sehr nachdenklich den ganzen Abend über.

Zweites Kapitel.

1.

Einen Augenblick blieb sie drüben an der Ecke stehen und ließ einen Blick über Piccadilly Circus mit seinen Springbrunnen und den Verkaufsständen mit den tausend bunten Blumen schweifen.

Sie war in Eile, und ihr Arm konnte kaum alle die Blumen umfassen, die sie wie im Vorjahr bei demselben Händler für Bills Geburtstag eingekauft hatte.

Ein Auto kam vorbei, und sie entschloß sich, es zu nehmen, um möglichst rasch nach Limehouse zu kommen, um noch einen Krankenbesuch bei Nos Vater machen zu können, der sich schon auf dem Wege der Besserung befand. No hatte sich in der Pflege ausgezeichnet bewährt. Er war überhaupt ein famoser kleiner Junge . . .

Im selben Augenblick hielt das Auto vor ihr an. Es kam ihr vor, als ob sie es schon vorher auf ihrem Wege von Park Lane nach der City gesehen hätte. Es war jedenfalls auffallend elegant. Sie hatte zwar das Gesicht des Chauffeurs nicht sehen können, aber es schien ihr, als ob auch an ihm etwas Besonderes sei, und daß er überhaupt feiner ausah als der Durchschnittschauffeur . . .

Elena blickte durch das Fenster.

Von Piccadilly Circus waren sie durch die Regent Street, den Strand entlang und durch die Fleet Street gefahren, dann an der St.-Pauls-Kathedrale vorbei, immer ostwärts, durch die alten Straßen von Old-London, bis der Wagen jetzt in die breite Commercial Road einbog, die direkt nach Limehouse führte.

Sie hatte diesen Weg schon oft gemacht, auf ihren früheren Ausflügen hither, oder wenn sie Nos Vater aufgesucht hatte. Armer Wing Foo! Wenn er sich ganz erholt hatte, mußte man versuchen, ihm auch Arbeit zu verschaffen. Bill würde ihn sicher irgendwo unterbringen können.

Bill selbst hatte in den letzten Wochen ordentlich geschuftet. Die Statue machte gute Fortschritte; sie sah ihm jeden Nachmittag einige Stunden dazu. Die letzten zwei Tage aber hatte sie Urlaub gehabt, weil er mit seinem Werk allein sein wollte! . . .

Der Wagen fuhr jetzt durch die grauen nüchternen Straßen von Limehouse. Die gelbschmutzigen, eintönigen Häuserreihen mit ihren dichtverhängten Fenstern, den langen, finsternen und feuchten Gänge starrten ihr trostlos entgegen.

Während des Tages schien alles hier tot und ausgestorben. Erst gegen Abend erwachte das Leben wieder — wie in einem Wald zur Dämmerung. Dann schlüpfen sie, wie Tiere des Waldes, die filzbeschuhten Söhne Chinas hervor, lautlos wie Schatten, vornübergeigte Gestalten, die Hände frierend in den weiten Jackenärmeln verborgen, und gingen auf die Jagd: nach einer

Tasse Tee oder einer Pfeife Opium, nach etwas Eßbarem oder nach einem Mädchen . . .

In solcher Dämmerstunde konnte sich immerhin noch ein Hauch von Romantik über die engen, schmutzigen Gassen von Limehouse breiten. Aber jetzt, im grellen Licht des Tages, war alles nur unschön und grau, armselig, schmutzig und nüchtern . . .

Und doch wurde Elena plötzlich von einem Gefühl des Grauens überfallen. Sie wußte nicht warum, aber es war so. Wenn es nicht wegen des Besuches bei Wing Foo gewesen wäre, hätte sie einfach dem Chauffeur befohlen, umzukehren und nach Hause zu fahren. Aber so schämte sie sich, ihre zwei gelben Freunde im Stich zu lassen.

Übrigens war der Chauffeur auch ein Gelber. Sie hatte es bemerkt, als sie ihn vorhin nach etwas fragte, und es hatte sie so eigentümlich beunruhigt. Natürlich lächerlich! Aber sie wurde das Gefühl nicht los.

Der Wagen fuhr jetzt durch eine außergewöhnlich schmale Gasse; die schmalste, die sie in jenem Viertel gesehen hatte. Und auch die armseligste. Elena kannte dieses Elend. Manch armes Geschöpf hatte sie hier besucht, um ihm etwas zu essen zu bringen. Andere Hilfe war selten möglich. In diesem Viertel brach man eines Tages hilflos zusammen und blieb liegen, bis der Tod Erlösung brachte.

Plötzlich stoppte der Wagen mitten auf der Straße. Ein Menschenhaufen sperrte die Durchfahrt. Die Leute starrten alle durch ein enges Tor in einen kleinen Hof, in dem irgend etwas Schreckliches passierte.

Der Chauffeur fragte durch das Sprachrohr:

„Wünschen gnädige Frau, daß ich einen anderen Weg suchen soll — oder wollen Sie warten?“

„Was ist überhaupt für ein Auflauf dort?“

Der Chauffeur hob die Schultern hoch:

„Es ist nur Tai-Ling . . .“

„Tai-Ling?“ Sie warf einen ängstlichen Blick durch das Fenster. Sie fühlte sich unheimlich zumute bei dem Anblick all der häßlichen, farbigen Gesichter und Körper, die sich um das Auto zusammendrängten. „Tai-Ling?“ wiederholte sie. „Was ist mit diesem Tai-Ling?“

Der Chauffeur brummte:

„Ach, er spielt mit seinem Affen.“

Im selben Augenblick war ein jämmerliches Heulen drinnen im Vorgang zu hören, das von einer höhnischen Lachsalve der mitleidlosen Menschen begleitet wurde. Die Leute auf der Straße standen auf den Zehenspitzen, um ja nichts zu veräumen.

Elena öffnete die Wagentür:

„Was ist denn eigentlich los?“ fragte sie eine alte Frau.

„Oh, es ist Tai-Ling, das Scheusal, der seinen Affen vorführt“, gab sie unwillig zur Antwort.

„Er tut doch wohl dem Tiere nichts zuleide?“

„Sie können ja selbst sehen“, sagte das Frauenzimmer hämisch. „Übrigens geht das Sie einen Dreck an.“

Wieder hörte man das klägliche Geheul, dann einen Schmerzensschrei und zuletzt ein fast menschenähnliches Wimmern.

„Noch einmal, noch einmal!“ schrie die Menge durcheinander.

„Das macht Spaß!“

Elena durchstieß es kalt und heiß. So ein Lump, der nichts anderes weiß als ein armes Tier zu quälen! Und was für schlechte Menschen: sich noch darüber lustig zu machen!!!

Empört sprang sie aus dem Auto und bahnte sich einen Weg durch die Menge, die sich unmittelbar hinter ihr wieder zusammenschloß.

2.

Wenn es überhaupt etwas gab, diesen Mob in dem Vorgang zum Weichen zu bringen, so kann es nur eine elegante Dame sein. Noch dazu, wenn sie jung und hübsch ist! Männer wie Frauen verschlangen sie mit den Augen:

„Da schau nur, was die sich aufbläht . . .“

„ . . . und wie sie sich aufgetastelt hat . . .!“

„So ein Frauenzimmer!!!“

Elena vernahm das alles hinter sich wie das Tosen einer Brandung. Aber sie spürte doch keine Angst. Sie wußte nur, daß hier etwas Schlechtes, eine Gemeinheit begangen wurde . . . daß man ein armes, wehrloses Tier mißhandelte und daß sie allein helfen konnte, oder vielmehr wollte. Also war keine Zeit mehr zu verlieren. Den großen Bengel, der sich ihr in den Weg stellen wollte, stieß sie einfach beiseite.

Im nächsten Augenblick befand sich Elena Aug in Aug mit Tai-Ling und seinem Affen. Es war unwillkürlich ein leerer Raum um sie entstanden. Die Menge war begierig, zu sehen, was sie sich wohl noch trauen würde . . . wie weit ihre Frechheit ging! Kein einziger hatte in diesem Augenblick noch einen Gedanken für das Tier übrig, außer Elena und Tai-Ling, der in Zehen und offenbar betrunken dastand und sie aus einem entsetzlich entstellten nasen- und ohrenlosen Gesicht, mit leeren wasserblauen Augen, anlockte.

Der Affe, den er momentan losgelassen hatte, verbarg sich mit leisem, gedämpftem Wimmern hinter ihrem Kopf. Es war ein äußerst schäbiges und hageres, eingeschüchtertes Affchen, das mit seinem menschenähnlichen Gesicht zu dem Seil hinüberschielte, das in Manneshöhe unter dem Gewölbe befestigt war und auf dem es hatte auf und ab klettern müssen, bis es so ermüdet war, daß es nicht mehr länger konnte. Aber das war eben der Moment, wo das Schauspiel erst interessant wurde für die andern. Tai-Ling nämlich hatte mit seinem Taschenmesser das Tier in die Höhe getrieben, immer und immer wieder . . . Die Steinplatten innen in dem Torbogen legten Zeugnis davon ab . . . sie waren blutüberspritzt, und das Tier war voller Wunden und Narben früherer Mißhandlungen.

Elena hatte es kurz entschlossen auf den Arm genommen und hielt es an sich gepreßt.

„Wie können Sie das Tier in dieser Weise quälen?“ fuhr sie ihn an.

„Quälen?“ Er zwang sich zu einem blöden Lächeln.

„Sie peinigen das Tier ja in unmenschlicher Weise!“

„Ich habe es nicht gepeinigt, ich habe nur mit ihm gespielt!“

Er schien zunächst ziemlich benommen und ängstlich: diese weißen Frauen, die so plötzlich hier auftauchen, um Wohltätigkeit zu üben . . . man konnte nie wissen, was noch an Bösem in ihrer Gefolgschaft nachkommen konnte! . . .

Aber die Haltung der Masse gab ihm Mut:

„Ich möchte wissen, was Sie mein Affe angeht!“

„Daß sie zusehen!“ grölte eine rauhe Stimme aus der Menge.

Nimm ihr das Tier und laß ihn noch einmal das Messer spüren!“

Tai-Ling lachte lallend auf, aber er schielte doch immer noch zaghaft nach ihr hinüber. Dann drehte er sich plötzlich um und rief dem Affen zu:

„Da geh' her, du faules Luder! Oder ich werde dir Beine machen!“

Er riß das Tier brutal aus Elenas Arm. Seine rot geschwollenen Augen flammten Haß und Grausamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

## Frühling.

Von F. Schröngamer-Heimdal (Passau-Haidenhof).

Schon blauen  
Die Auen  
Im lauenden Land,  
Schon wirken  
Die Birken  
Ihr bräutlich Gewand.

Schon klingen  
Die Stimmen  
Der Lerchen zur Höb',  
Schon säuselt  
Und kräuselt  
Sich wohlzig der See.

Schon fließen  
Durch Wiesen  
Die Bächlein befreit,  
Schon tummeln  
Sich Hummeln  
Und summen: es mait!

Auf Wegen  
Und Stegen  
Klingt heimlich ein Lied.  
Ich deute,  
Daß heute  
Mir Lieb noch geschieht.

## Alessandro küßt Alessandro.

Skizze von Hedda Westerberger.

Sie müßten Alessandro sehen. Sie würden nicht glauben, daß er so berühmt ist. Er sieht aus wie hundert andere Kofferträger auch. Aber nach ihm drehen sich verwöhnte Frauen um, und deren Männer mit außerordentlichen Namen schütteln ihm die Hand wie einem Kollegen.

Warum?

Lassen Sie sich erzählen. Dieser Alessandro besitzt ein Pferd. Und wenn überhaupt je irgend etwas an ihm besonders originell gewesen ist, so nur die Tatsache, daß dieses Pferd gleich ihm Alessandro heißt, und von ihm in einer geradezu überschwenglichen Weise geliebt wird. Ein Kenner könnte mit seinem Favoriten nicht eifriger und gläubiger renommieren als Alessandro (der Mann) es mit Alessandro (dem Pferd) täglich von jeher tat und noch tut.

Wenn man ihm glauben will: auf der ganzen Welt gibt es kein Pferd wie dieses, so klug, so treu, so geschickt. Natürlich ist es in einem gräßlichen Stall geboren, und von Haus aus zu besserem ausersehen als zum Wagenpferd. Und ehe es durch eine Reihe unglücklicher Zufälle in Alessandros arme Hände geriet, hat sich sein Leben auf erstem Niveau abgepielt. Einmal ist es Polopferd gewesen, einmal hat es auf einem internationalen Rennen berühmte Farben verteidigt, irgendein Abkommen fürstlichen Hauses hat es dann eine Zeit lang zum Reitspferd gehabt, schließlich hat es ein Kriegsjahr irgendwo in der Welt unter einem namhaften General gedient — und nun ist das arme Tier gezwungen, seinen Lebensabend neben Alessandro zu verbringen. Aber Alessandro weiß natürlich den Besitz eines solchen Tieres zu würdigen! Gut, es ist nur ein Tier, man kann ihm schließlich kein Nachtlager in der eigenen Stube bieten — aber immerhin, man kann es mit Würde und Respekt behandeln — wie es ja selbst auch mit unverkennbarer Würde und Gelassenheit und mit fürstlicher Unberührtheit sein ungewohntes proletarisches Leben erduldet.

„Habt ihr schon einmal erlebt, daß das Tier seine Haltung verliert?“ — pflegt Alessandro am Schluß seiner Anpreisungen immer zu sagen — „das erlebt ihr nie! Es ist eben über alles Gemeine erhaben ...“

In jenem Tag nun, dem Alessandro (der Mann) seinen Ruhm verdankt, hat er wahrscheinlich besonders renommiert, und nur daraufhin wird der Stationsvorsteher auf den übrigens ziemlich unoriginellen Witz verfallen sein, neben dem angeblich so würdevollen Pferd eine Kinderpistole abzuschließen.

Die Wirkung dieses Streiches war unglaublich. Wie der Schuß, dicht neben dem Ohr des Pferdes abgeht, macht das Tier einen Satz, reißt sich samt dem Wagen herum, und jagt in wildestem Tempo auf und davon. Und zwar direkten Weges vom Bahnhof zum Hotel, dort die Auffahrt hinauf, und in voller Fahrt gegen die weit offenen Türen des Speisesaales, wo hundertundzwanzig Menschen beim Lunch sitzen.

Der Aufbruch ist groß. Alles springt von den Plätzen, schreit, kreischt und flüchtet, indes das gehetzte Tier zitternd stobt, und durch die jähe Gegenbewegung mit seinem Wagen eine große Glasklar durchschlägt, deren Scherben wie Regen über seinem Rücken niedergehen. Dann, ehe noch Kellner hinzuspringen können, macht es wiederum lehr, wobei zwei Oleanderbüsche zum Opfer fallen, und rast von neuem davon, zwischen Autos und Wagen hindurch mit geradezu meisterhafter Geschicklichkeit. Erst eine halbe Stunde später hat man es wieder eingefangen.

Natürlich kommt eine derartige Sensation für gelangweilte, saisonmüde Hotelgäste wie gerufen. Den ganzen Nachmittag hindurch ist das Pferd — und mit ihm selbstverständlich nachher auch sein Besitzer — das Gespräch des Tages. Alessandro (der Mann) muß sich am Spätnachmittag sogar noch einmal mit Alessandro (dem Pferd) vorstellen. Er tut das nicht ohne Geschick, seine spanische Akzent verleugnet sich nicht. — Um sechs Uhr am Abend gibt es weit und breit keinen Menschen mehr, der nicht der beiden Alessandro Schicksal genau kennt.

Aber vielleicht wäre trotzdem Alessandros Ruhm nicht über die nächsten acht Tage hinausgekommen, hätte nicht bei anbrechender Dunkelheit sich noch folgendes begeben:

Wie Alessandro (der Mann) mit seinem Pferd heimgeht, förmlich verauscht noch von dem plötzlichen Aufsehen, das er erregt hat, scheint ihn auf einmal etwas wie Dankbarkeit und Triumph für sein Pferd übermannt zu haben.

Ritten auf der Landstraße, geschützt nur von den herabhängenden Zweigen einer Platane, bleibt Alessandro nämlich plötzlich stehen, geht hin zu seinem, ihm brav nachtretenden Pferd, legt seine beiden Arme um dessen Hals und — küßt es. Küßt es mehreremals herzhaft hintereinander auf sein weiches Maul. Dann legt er noch für einen Moment friedlich und liebevoll seinen schwarzen Kopf gegen den Pferdekopf, und dann geht er weiter seines Weges, mit heller Stimme irgendein freches Lied seiner Heimat singend.

Diese kleine Szene, vor seinem mondänen Publikum zum besten gegeben, sondern ganz einfach aus primitivsten Gefühl

geboren — diese kleine Szene hat erst im eigentlichen Sinne Alessandros Ruhm gemacht und gefestigt. Jemandem hat es nämlich gesehen und prompt weitergegeben. Und unter den vielen Menschen in Hotel, denen es zu Ohren kommt, ist schließlich einer, der nicht wieder davon los kann, sondern hingehet und sich den Alessandro betrachtet, wie er wirklich ist — ohne Publikum.

Und siehe da, das muß sich wohl gelohnt haben. Alessandro (der Mann) mit samt seinem Pferd, geht nun als Romanheld in die Literatur ein und alle wissen es. Alessandro (das Pferd) aber macht inzwischen nun doch noch die Bekanntschaft der großen Welt: Keiner in Miramare, der ihm nicht wenigstens einmal über den braunen Rücken führe. Und ein Herrreiter ist sogar einmal aufgestiegen ...

## Sturm über Hven!

Von Wilm Fehr. v. Münchhausen.

Thora Hueltgren sitzt am Tisch und liest die Abendzeitung aus Landskrona. Unruhig fladert die Petroleumlampe, als der Sohn ins Zimmer kommt, denn draußen regt ein steifer Nordwest über die Insel. Arne Hueltgren tritt an das offen brennende Feuer des Herdes und wärmt seine erstarrten Hände. Ganz brennend rot sind seine Wangen.

„Die Rehe haben wir gerade noch hochholen können, Mutter. Das Wetter ist drohend.“

Die Frau hat die Zeitung beiseite gelegt und sieht ihren Jungen an. Wie die Zeit verstreicht! So groß und stark war ihr Mann auch, als er zum letztenmal vor dem Feuer stand, bevor er für immer in See ging.

„Der Mond leuchtet unheimlich über den düsteren Bäumen“, fährt Arne fort, „es raschelt und stöhnt im Sumpf.“

„Wenn du nur auf mich hören und nie wieder an Bord gehen wolltest“, sagt sie vorwurfsvoll.

„Aber Mutter! Wir sind kaum 300 Meter vom Strande fort, und außerdem: Kapitän Andersen war doch auch im Boot.“

„Andersen ist ein alter Seemann —“

„Lass's gut sein, Mutter“, erwidert er und umarmt sie. Er zieht das schwere Zeug ab und macht es sich bequem. In der niedrigen, kleinen Stube ist es jetzt ganz still und heimlich.

Mit einem Male klopft jemand gegen das Fenster, und gleich darauf tritt ein Mann in das Zimmer, eine flackernde Windlaterne in der Hand: „Ein Segler sitzt auf Grund — beim großen Leuchtturm oder da herum —“

Und weg ist er wieder.

Arne springt auf und greift nach den Gummistiefeln.

„Bei dem Sturm! Bleib“, Arne — denk an deinen Vater!“

„Du weißt ganz gut, daß ich gehen muß, Mutter“, sagt er nur.

Die Frau geht unruhig im Zimmer auf und ab; ihr sitzt die Angst in der Kehle. Sie sieht ungeheure, schaumbebränzte Wogen heranrollen und sie alle begraben! Die Angst steigt ihr in die Augen — aber sie versucht nicht mehr, ihn zurückzuhalten.

„Ich bin bald wieder da!“ Klingt es noch in ihren Ohren, als die Tür schon längst hinter ihm ins Schloß gefallen ist.

Die Uhr tickt; es knistert im Herd, und außerhalb der vier Wände wütet der Sturm. Thora Hueltgren setzt sich dicht an das Feuer, und wie sie in die Flammen starrt, gerät ihre unruhige Seele mehr und mehr in Schwingungen. Langsam kommen Bilder der Vergangenheit herauf und verschwinden wieder. Aufsteht vor ihr Olof, heiterer Miene und Lebensmut in den blauen Augen. Olof, ihr Mann. — Was sagte er noch? — „Lebwohl, Thora, und bewahr' mir den Jungen gut, bis ich wiederkomm.“ — Wie manches Mal hat sie seitdem oben auf der hohen Düne am Westrand der Insel gestanden und seawärts geschaut, suchenden Auges und sehrender Seele? Neben der weißgetalkten und braunziegelgedeckten uralten Kirche, die dem sagenhaften Sankt Jbb gewidmet ist und deren Mauern 2 Meter stark sind und kaum höher, damit der Sturm sie nicht forträgt. Wie oft hat sie nicht dort bei den windhiesigen Bäumen gestanden, wunden Herzens? — Wo ist er? — Wo? hat sie geschrien, voller Weh und Sehnsucht. Wo? halt es in ihrem Innern seit dem Tage, da er fort stieb.

Nie kam eine Antwort. — Einsam und hellhörig wurde Thora Hueltgren. Verstand sie heute den Wald nicht? Hörte sie den geborstenen Baum nicht geheimnisvoll krächzen und die Krähen in seinen Zweigen klagend rufen? Wenn die Hasen des Nachts durch den düsteren Wald huschen und der Mond schaurig leuchtet, dann glaubt sie vieles zu vernehmen und zu verstehen. —

Die Jahre sind in ewig gleichem Wechsel über Hven ge-

zogen. Es kommt der Frau plötzlich vor, als trifferten die Berchen wieder und als seien die Seeschwalben wieder eingelehrt in ihre Nester, die sie am Rande der Dünenkoppe in die halmbestandene Erde gegraben. Ganze Wolken von weißen Schmetterlingen fliegen auf und verschwinden überm blauen Wasser des Deresunds. Sie ist wieder mit Olaf vereint, und Freude und Glück sind von neuem eingezoogen.

Die Flamme des Herdes schlagen auf und entzünden sie ihrem Sinnen. Der Zeiger der Uhr ist um zwei Stunden vorgerückt. Thora Hueltgren ist voller Verwirrung. Alle ihre Sinne sind wach und gespannt. Der Blick in die Vergangenheit hat sie gänzlich die Gegenwart vergessen lassen; sie denkt an Olaf, ihren Mann, während ihr Sohn in Gefahr ist! Ihre Unruhe steigt. Aber die Insel jagt der Sturm, der in den Bäumen wühlt und der die Bogen schäumend gegen die Dünen rennt.

Sie bangt um Arne, aber sie kann ihre Gedanken nicht von dem wenden, was sie traumhaft überlam: Sommer — Olaf — Freude! Und doch liegt das Eis noch auf den braunen Adern, und kalt ist die Erde!

Endlich hört sie Schritte: Arne kommt. Er ist ganz erschöpft, so daß er die Kleider nur mit Mühe vom Leib ziehen kann.

„Wir haben sie alle an Land, aber der Schoner ist verloren, Mutter.“

Sie hilft ihm und möchte mehr wissen.

„Wir bekommen einen von den Geretteten als Gast. Andersen zeigt ihm den Weg, ich bin nur vorausgegangen.“

Er macht eine kleine Pause; dann bedächtig: „Er sagt, er kenne dich, Mutter.“

Während Arne dies ausspricht, betrachtet er seine Gummistiefel aufmerksam.

„So ist's einer von der Insel, Arne?“

„Ich hab' ihn nie gesehen, aber er muß wohl von hier sein.“

Sie will die Kammer für den Gast zurecht machen, aber Arne hält sie noch zurück: „Das kannst du immer noch, Mutter.“

Wieder klopft es. Erwartungsvoll sieht sie auf die Tür. Hereinkommt der Gast, und Kapitän Andersen hinter ihm. Thora Hueltgren ist blaß wie der Schnee. Sie hält sich mit zitternden Fingern an der Stuhllehne fest. Arne beobachtet jede ihrer Bewegungen. Der Mann steht nun im Zimmer, durchnäht, aber doch aufrecht, und sieht die Frau an. Niemand sagt ein Wort. Deutlich hört man, wie schwer sein Atem geht.

Langsam steigen Tränen in ihr auf. Sie zittert an ganzen Körper. Auch den Mann überwältigt es. Er eilt auf sie zu und schließt sie in seine Arme, schweigend. Oder ist er es, der stöhnt?

Die Uhr tickt, wie immer, und das Feuer knistert. Kapitän Andersen dreht seine Mütze in den harten Händen und — geht — leise.

Aber Hven aber heult der Sturm!

## Der vorsichtige Mann.

Von Aladar Vaszlo.

Im Kaffeehaus begegnete ich meinem Freund. Als ich ihm zur Begrüßung die Hand reichte, wies er sie zurück.

„Warum nicht gar . . . Ich reiche jetzt, wo die Grippe so stark umgeht, keinem Menschen die Hand . . .“

Der Kellner brachte mir die bestellte Tasse Mokka. Schon langte ich nach dem Zucker, als mich mein Freund bei der Schulter packte.

„Mensch“, schrie er mich an. „Du wirst doch nicht in einer solch epidemischen Zeit ohne vorheriges Händewaschen einen Mokka trinken?“

Und er schleppte mich auch schon in den Waschraum, wo er mir aus einer geheimnisvollen Flasche irgend eine geheimnisvolle Flüssigkeit auf die Hand schüttete.

„Das ist Nigoxform, das beste Desinfektionsmittel . . . Meinewegen kann die Grippe noch so sehr wüten“, sagte er überlegen.

Nachdem ich mir die Hände gewaschen hatte, riß er mich von der Tür aus zurück.

„Mensch, wie kann man das Mundspülen vergessen! . . . Wo die Grippe so stark umgeht! Willst du Selbstmord begehen?“

Er holte aus seiner Tasche einen Papierbecher hervor, desinfizierte den Hahn der Wasserleitung, und nachdem er den Becher mit Wasser angefüllt hatte, warf er eine grüne Pastille hinein.

„Damit gurgle . . . das ist Baculin, das beste Desinfektionsmittel.“

Zum Tisch zurückgekehrt, wollte ich einen Schluck Wasser trinken. Er schlug mir förmlich das Glas aus der Hand.

„Dir ist deine Gesundheit so nebensächlich? In diesen epidemischen Zeiten nur so ohne weiteres Wasser zu trinken, ist heller Wahnsinn!“

Er schüttete in ein zweites Glas Wasser irgend ein gelbliches Pulver, von dem er behauptete, es sei das berühmte Citromat, das die im Wasser befindlichen gefährlichen Bazillen abtötet.

Ich ersuchte den Zeitungsjungen, mir einige illustrierte Blätter zu bringen. Mein Freund verbot es ihm aber.

„Ich erlaube nicht, daß an meinen Tisch solche Bazillennester gebracht werden . . .“

Ich lud ihn ein, mit mir ins Kino zu gehen. Er kanzelte mich ab.

„Warum nicht gar? . . . Damit mich mein Nachbar anniest.“

Ein gemeinsamer Bekannter wollte an unserem Tisch Platz nehmen; mein Freund erlaubte es aber nicht, da es sich herausstellte, daß von jenem Herrn der Schwager einer Stiefschwester seiner verstorbenen Großtante während der Grippeepidemie im Jahre 1918 bei einem — Autounfall das Leben einbüßte. Er flüsterte mir geheimnisvoll ins Ohr:

„Er entstammt einer erblich belasteten Familie.“

Er drückte aus einer violetten Tube ein wenig Pasta auf seine Handfläche und verrieb sie.

„Mit dieser Vinkolinpasta wappne ich mich gegen die Grippe“, erklärte er mir, indem er sich die Hände einrieb.

Beim Weggehen ließ er seinen Mokka vom Kellner aufschreiben, da er in diesen epidemischen Zeiten kein Geld in die Hand nehme.

✱

Am nächsten Tag traf ich ihn nicht im Kaffeehaus an. Ich erkundigte mich in seinem Amt nach ihm. Da stellte es sich heraus, daß er an Grippe erkrankt war und mit 40 Grad Fieber zu Bett lag. Tage hindurch hörte ich nur schlechte Nachrichten über ihn.

Zum Glück überstand er die Krankheit. Zehn Tage später sah er wieder im Kaffeehaus, abgemagert und bleich. Er schüttete Citromat ins Wasser und rieb sich die Hände mit Vinkolin ein, so wie vor seiner Erkrankung. Als ich ihn auslachte, sagte er voll Verachtung:

„Lache nur, du Narr . . . Ich säße schon längst im Senfseits, wenn ich nicht so vorsichtig gewesen wäre.“

(Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von M a u r u s M e z e i.)

## Holländer.

Von Hans Kriebau.

Herr Rambom aus Amsterdam betritt ein Warenhaus in Frankfurt a. M. „Ich möchte gern etwas Käse“, sagt er.

„Diesen Holländer“, lächelt die Verkäuferin, „kann ich ganz besonders empfehlen.“

Herr Rambom nickt, zahlt und geht weiter in die Spielwarenabteilung. „Ich brauche etwas für einen zehnjährigen Jungen.“

„Da gibt es nichts Besseres“, nickt der Verkäufer, „als einen Holländer; mit Fahrradgetriebe natürlich.“

Herr Rambom kauft einen Holländer.

In der Tabakwarenabteilung sucht er ein Päckchen Rauchtobak. „Dieser Holländer“, sagt der Verkäufer, „ist geradezu sabelhaft.“

Herr Rambom geht in die Eisenwarenabteilung und läßt sich Schlittschuhe zeigen.

„Ich würde an Ihrer Stelle Holländer nehmen“, sagt der Verkäufer.

Herr Rambom fängt an, schwer zu atmen. In der Margarineabteilung kauft er noch ein Pfund Ia Holländer. Dann verlangt er ein halbes Pfund Tomaten.

„Holländer?“ fragt die Verkäuferin.

Herr Rambom geht, mit vibrierenden Knien, in den ersten Stock zum Reisebureau. „Zwei Karten für die Oper“, sagt er.

„Heute abend“, lächelt das Fräulein an der Kasse, „gibt es den „Fliegenden Holländer“.“

Darauf hat sich Herr Rambom umgedreht, ist — ohne nach links oder rechts zu sehen — zum Bahnhof gegangen, nach Amsterdam gefahren, und in Knitjes Restaurant hat er aufatmend ein Paar — Frankfurter gegessen.